



Der Schnee kam leise – und bleibt hartnäckig: Bretagne und Normandie im Ausnahmezustand

In der Bretagne und in der Normandie fiel Anfang Januar binnen weniger Stunden so viel Schnee wie sonst in ganzen Wintern nicht. Bis zu zehn Zentimeter bedeckten Straßen, Felder und Dächer, genug, um den Alltag aus dem Takt zu bringen und eine Region in improvisierten Stillstand zu versetzen.

Es war Montag, der 5. Januar 2026, ein ganz gewöhnlicher Werktag, der plötzlich keiner mehr war. Schulbusse blieben in den Depots, Autofahrer standen quer, Rettungskräfte arbeiteten im Dauereinsatz. In weiten Teilen des Nordwestens Frankreichs wurde aus Routine ein Balanceakt – im wörtlichen wie im übertragenen Sinn.

In Huelgoat im Finistère genügte eine Handvoll Stunden, um aus einer Landstraße eine Eisbahn zu machen. Fünf Zentimeter Neuschnee, darunter gefrorener Boden, darüber fallende Temperaturen. Autos rutschten, Motoren heulten auf, nichts ging mehr. Zwei Müllwerker standen irgendwann neben ihrem Lastwagen, ratlos, aber pragmatisch. Weiterfahren? Keine Chance. Also blieb der Müll liegen, und ihr Tag nahm eine andere Wendung.

Solche Szenen spielten sich dutzendfach ab. Die Einsatzkräfte zählten allein in der Bretagne 21 Unfälle, einer davon endete tödlich. Schnee, das klingt harmlos, fast romantisch. Doch in Regionen, in denen Winterreifen eher Empfehlung als Selbstverständlichkeit sind, verwandelt sich das weiße Pulver rasch in ein Sicherheitsrisiko.

Auch weiter östlich, im Calvados, half selbst der Einsatz von Schneepflügen nur begrenzt. Straßen blieben unpassierbar, Fahrzeuge steckten fest, Termine lösten sich auf wie Atem in der kalten Luft. An einer Landstraße saßen Schülerinnen und Schüler eines landwirtschaftlichen Lycées fest. Statt zu frieren oder zu fluchen, griffen sie zu Schaufeln und halfen mit, die Fahrbahn frei zu machen, während sie auf Abschleppdienste warteten. Ein kleines Bild gelebter Solidarität, mitten im Chaos.

Noch persönlicher wurde die Lage in der Manche. Dort blieb ein selbstständiger Krankenpfleger auf dem Weg zu seinen Patienten liegen. Ein Reifen platzte, irgendwo zwischen zwei vereisten Dörfern. Keine Werkstatt, kein Ersatzfahrzeug, nur das Handy in der Hand und der Blick auf die Uhr. Seine Sorge galt nicht sich selbst, sondern den Menschen, die auf ihn warteten. Er wolle einfach nur, sagte er später, ein Fahrzeug, um seine Tour fortsetzen zu können. Mehr nicht. So simpel, so existenziell.

Trotz vorheriger Wetterwarnungen traf der Schneefall viele unvorbereitet. Eine Autofahrerin berichtete, sie habe mit Regen gerechnet, nicht mit Schnee. Am Ende war es ihr Mann, der mit improvisierten Anti-Rutsch-Socken für die Reifen zur Hilfe eilte. Das klang fast heiter,



hatte aber einen ernsten Kern. Denn die Diskrepanz zwischen Prognose und Realität zeigte, wie schnell sich Wetterlagen zuspitzen können – und wie dünn die Komfortdecke im Alltag oft ist.

Besonders sichtbar wurde das bei den Schulen. In großen Teilen der Normandie wurden die Schülertransporte bereits am Montagmorgen eingestellt. Busse blieben stehen, Fahrpläne verloren ihre Bedeutung. Eltern brachten ihre Kinder zu Fuß zur Schule, Schritt für Schritt, mit angespanntem Blick auf den Boden. Hauptsache nicht ausrutschen. Nach dem Schneefall rückte schnell eine zweite Gefahr in den Fokus: Glatteis. Die Behörden warnten eindringlich, denn tauender Schnee und fallende Temperaturen sind eine tückische Mischung.

Für Dienstag, den 6. Januar, kündigten die Präfekturen an, dass die Schulbusse in den meisten Departements des Nordwestens weiter ausfallen würden. Eine Entscheidung aus Vorsicht, aber auch ein Eingeständnis. Die Infrastruktur dieser Regionen ist auf Regen, Wind und Sturm eingestellt, nicht auf plötzliche Wintereinbrüche dieser Intensität.

Meteorologisch betrachtet handelte es sich um eine ungewöhnliche Konstellation. Kalte Luft aus dem Norden traf auf feuchte Atlantikströmungen, ein klassisches Rezept für Schneefälle in eigentlich milden Regionen. Solche Ereignisse galten lange als Ausnahme. Doch sie häufen sich. Der Klimawandel sorgt nicht nur für Hitze und Dürre, sondern auch für extreme Ausschläge nach unten. Der Winter verschwindet nicht, er wird unberechenbarer.

Für die Menschen vor Ort blieb wenig Zeit für solche Einordnungen. Sie organisierten Fahrgemeinschaften, verschoben Termine, halfen einander. Der Schnee zwang zur Entschleunigung, ob man wollte oder nicht. Manche fluchten, andere machten Fotos. Und einige dachten vielleicht: Das ist ja wie früher. Nur dass früher weniger Verkehr war und mehr Zeit.

Am Ende dieses Tages blieb die Erkenntnis, dass selbst zehn Zentimeter Schnee ausreichen, um moderne Abläufe ins Wanken zu bringen. Dass Resilienz nicht nur aus Technik besteht, sondern aus Menschen, die anpacken. Und dass der Winter im Nordwesten Frankreichs zwar selten spektakulär, dann aber umso eindrucksvoller sein kann.

Der Schnee wird schmelzen. Das Chaos auch. Die Erinnerung daran dürfte bleiben – als leise Mahnung, dass Normalität fragiler ist, als sie aussieht.

Von Andreas M. Brucker